

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

232 (6.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterkalkulation und Willen

Der Hörbericht

Jeder hatte die alte Frau Kaspar gekannt, vom ersten bis zum letzten Haube der schmalen Straßen, die etwas abwärts vom Großstadtviertel im zeitvergeßenen Altstadtviertel liegen. Wenn sie mit ihrer altertümlichen Eintausfische das holprige Pfalter passierte, stand sie im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Hier galt ihr ein Gruß, dort wurde sie angesprochen, aber vor allem waren ihr die Herzen der Kinder zugehen. Sie war ihre Oma, die andere Oma. Auch die Erwachsenen gebrauchten diese Bezeichnung.

Das war immer so gewesen, seit fast unendlichen Zeiten. Die alte Oma gehörte zum Straßenschild, und wenige mochten sich erinnern, daß sie auch einmal jung gewesen war. Ja, sogar sehr jung. Von weit her gekommen, hatte sie, als die Stadt noch klein war und nicht weit über das jetzige Altstadtviertel hinausreichte, sich in einem der schönsten Häuser niedergelassen; als dienstbarer Hausgeist, als Mädchen vom Lande. Von da ab war ihr bescheidenes Schicksal mit der großen Geschichte der Stadt verknüpft. Gute und schlechte Tage waren über sie hinweggerauscht, und oft hatte der Tod ihren kleinen Familienkreis überschattet. Denn sie blieb nicht lange das Mädchen vom Lande, wurde Frau und Mutter. Genau so wie die jungen Frauen, die sie alle hatte groß werden sehen, trug auch sie einst an der Seite eines starken Mannes ihre Kinder in den Sonntag hinaus. Dann kam der Krieg und verlangte auch von ihr das größte Opfer. Sie hatte nicht glauben wollen, daß der Verlust ihrer beiden Söhne zu ertragen wäre. Doch der Alltag ging weiter, unerbittlich, und eines Tages trug man auch ihren alt gemordenen Lebenskameraden zu Grabe, und sie stand wieder ganz allein, wie sie gekommen war.

Das lag nun aber auch schon wieder weit zurück. Die jüngere Generation konnte sich nicht mehr erinnern, oder schien das nur so. Sie nahmen die Oma, wie sie war, alt, freundlich und weise, und wäre es anders gewesen, dann hätte etwas gefehlt.

Eines Tages aber war sie nicht mehr da. Eine andere Frau ging mit der vertrauten Eintausfische über die Straße. Die alte Oma lag krank zu Bett, und sie, die so oft anderen Bänderung und Trost gebracht, war nun selbst den Händen hilfsbereiter Nachbarn anvertraut.

Es wurde ein langes Krankenlager. Wochen vergingen. In tiefer Stille lag das Krankenlager, und in den überlangen Nächten durchlebte die Kranke immer wieder die bittersten Stunden vergangenener Tage. Es war doch oft traurig gewesen, und eigenlich war es ihr ganz recht, nun alles zu verlassen.

Da wurde sie in ihren düsternen Gedanken mit der letzten Erinnerung des menschlichen Fortschritts bekannt gemacht. Sie, die immer etwas altmüdig war und für die hastende Zeit der Jungen abtrotzt nichts übrig hatte, bekam nun ein Radiogerät ans Bett gestellt. Wie hätte sie sich dazu aufgeschwungen. Mit zitternden Händen legte sie die Kopfhörer um, und — Achtung! — Achtung! — begann ein neuer Abschnitt ihres Lebens. Eine ungeahnte Welt ging ihr auf. Mit Wiedern und Worten und der Raubkraft der Melodien strömte ein neuer Lebensmut in ihre müden Adern. Die Welt war ja so groß und schön, und was gab es nicht alles von ihr zu erwarten! Wo war sie nur das ganze Leben hindurch gewesen, und was

hatte es ihr gebracht? An der Schwelle ihrer Hoffnungen stiegen plötzlich neue Wünsche auf, die große Sehnsucht. Weiter draußen war so ein Stück Welt. Sie hatte es machen sehen. Als jedoch dann ein Schlot nach dem anderen in die Wolken hinaufstieg und den Horizont verdeckte mit grauen Schwaden und ein tauendlicher Lärm herüber schallte, war es ihr unheimlich geworden. Nun aber, nach so vielen Jahren, vernahm sie einen seltsamen Vorwurf von da draußen, aus der Ferne. Wenn sie doch noch einmal jung sein und die ganze Welt so recht von Herzen lieben könnte! Noch einmal jung sein und die Heimat wiedersehen! Sie war nicht oft dort gewesen, seitdem der Vater und die Mutter zum erstenmal dem Zuge nachgewinkt hatten, und selbst das letztemal war schon lange vor dem Kriege gewesen.

Eines Abends aber — sie lag schon seit Monaten — wollte ihr schwacher Körper sich trotz aller vorausgegangenen Besserung engbüßig zur

Ruhe begeben. Sie lag elender als je und fühlte das Nahen des Todes. Wie zum Abschied nahm sie noch einmal die Kopfhörer um, nur um noch einmal das weite Brausen zu vernahmen, den Atem der Welt. — Da klang in ihren Ohren ein längst verschollenes Lied. Heimatlänge stürmten auf sie ein und begannen ein großes Weiden in ihrer Brust. Wie von einem Sturmwind wurden ihre müden Gedanken erfasst, und eine längst verstaubte Stätte wurde wieder freigelegt. Mit kopfendem Herzen vernahm sie die heimliche Wundart, so fern und doch so nah, so fremd und doch vertraut. Und im Verlauf der Sendung, die der Anlager ganz nüchtern als einen Heimatabend, als einen Hörbericht aus unbekannter Ferne bezeichnet hatte, erstand in der Kranken in aller ihr bekannten Bunttheit das heimliche Dorf. Die engen Wände ihrer kleinen Kammer bargen die ganze Weite der heimatischen Flur. Am sommerlichen Goldbrausch stand das Elternhaus. Sie sah

sich selbst inmitten der Dorfjugend, hörte die frohen Gesänge und stimmte leise mit ein in das jubelnde Gelächter. Die Spinnstüben erlebten eine Auferstehung; die alten Sagen und oft belachten Schnurren wurden wieder gegenwärtig, und alles, alles war durchdrungen vom Dangeln der Schmitter und vom Rauschen der heimatischen Seen.

Dann war es zu Ende. Mit geschlossenen Augen lag sie in den Kissen, und ein seltsames Lächeln verklärte ihre Züge. Mit dem letzten Klang der Darbietungen hatte auch ihr Herz aufgehört zu schlagen, das noch einmal die Heimat erlebt hatte, nach der es sich so geliebt hatte.

Als der Anlager die letzten Meldungen durchgab, standen die Kopfhörer wieder unter einem anderen Zeichen, im Dienste der großen Ereignisse einer großen Welt, und niemand in den schmalen Straßen wußte vom Abschied der alten Oma Kaspar, die alle gekannt hatten und die es einmal gegeben hatte.

Willi Pfeifenbring.

Ermintrudes Rückkehr

Von Weare Holbrook (New York)

Nachdem Herr Wilfred schweren Herzens seine Stenotypistin hatte abbauen müssen, wurde ihm klar, daß der Abstieg auf der Leiter des Erfolges noch viel mühsamer ist als der Aufstieg. Seine Kämpfe mit dem Telefon und der Schreibmaschine waren überaus aufregend. Bis spät in die Nacht lag er über Arbeiten, mit denen Fräulein Mond gewöhnlich schon um vier Uhr nachmittags fertig war, und ein Tag, an dem es ihm gelang, eine Briefkopie anzufertigen, ohne das Kopierpapier verkehrt einzulegen, gehörte zu den glücklichsten seines Lebens.

Wurde er nun für all dieses Angemach durch ein gemütliches Heim entschädigt? Sand er seine Hausfrau und ein schmachtendes Abendessen vorbereitet? Durchaus nicht — denn die Wirtschaftsweise hat die häusliche ebenso wie die Geschäftsmittel betroffen. Sparsamkeit beginnt zu Hause und endet auch oft dort.

Als die Wilfreds vor einigen Monaten Ermintrude scheiden ließen (es war um die Zeit, da die Bereinigten Stahlwerke keine Dividende mehr zu zahlen erklärten), glaubten sie, auch ohne sie sehr gut auskommen zu können. Doch schon nach kurzer Zeit scheiterte Frau Wilfreds Plan, aus dem Gehirnmachen eine neue Art Sport zu machen. „Achtung! Los!“ pflegte sie auszurufen, indem sie an die sportlichen Anstöße ihres Mannes appellierte. „Der Wettkampf beginnt! Wir wollen sehen, wer als erster fertig wird.“

Zuerst war Herr Wilfred von diesen Küchenolympiaden begeistert und brach jeden Sonntag die Hentel ab, bevor er noch recht warm wurde. Aber bald ging der sportliche Reiz verloren, und Frau Wilfred gewann jede Konturrenz. Ja, Herr Wilfred gab sogar seine Niederlage zu, bevor der Wettkampf noch recht begonnen hatte. „Du gewinnst, meine Liebe“, sagte er ritterlich und lenkte in Ermangelung eines Degens das Gespräch.

Auch das tägliche Auskehren und Staubwischen solltag sich ziemlich einfach. Frau Wilfred vollführte gegen die Möbelfläche drohende Behörden

mit einem Staubwedel und massierte einmal wöchentlich die Teppiche mit dem Staubsauger. Erst als die Zeit des großen Herbstreinemachens kam, begann die Wäde, die Ermintrude zurückgelassen hatte, wirklich zu schmerzen.

Herr Wilfred kam eines Abends erschöpft aus dem Büro nach Hause und fand die Wohnung von oben bis unten auf den Kopf gestellt vor. Alle Möbelstücke waren in Tücher gehüllt, der Kronleuchter war wie ein Schwererlehter bandagiert, und Frau Wilfred selbst trug einen weißen Verband um den Kopf gewickelt.

Gegen zwölf Uhr nachts hatte Herr Wilfred alles, was in der Wohnung beweglich war, zum besten zweimal verschoben. Er hatte Matratzen hin und her geschleppt. Räder von den Wänden gebürstet, Teppiche gerollt und mit ihnen gerungen wie der seltsame Raftoon mit den Schlangen.

Mittlerweile verkränzte sich Frau Wilfred mit Staubsauger und Bejen die Zeit. Genau um zwölf Uhr nachts hauchte der Staubsauger mit einem letzten Aufschrei seine Seele aus und weigerte sich, weiterhin zu laugen.

„Er ist zu voll. Wir müssen ihn entleeren“, sagte Herr Wilfred. „Wie nimmst du den Staubbehälter herunter?“

„Ach weih nicht“, gestand sie. „Ich habe ihn nicht mehr geleert, seitdem Ermintrude fort ist.“

Billige Autos

Auf der Automobilmesse stand eine fabelhafte große Limousine. Der Schotte Macpherson fragte nach dem Preise: „2000 Pfund“, war die Antwort. Dann kam eine kleinere Limousine. „Kostet 1500 Pfund.“ Dann stand da ein netter Gebrauchswagen, der 400 Pfund kostete. Und schließlich kam der Schotte in die Kleinautoabteilung. „Ah“, strahlte er, „das sind die Gratismuster, nicht wahr? Baden Sie mir mal eins ein!“

„Laf mich das nur machen“, rief selbstbewußt Herr Wilfred. Doch bevor er dem Geheimnis auf den Grund gekommen war, erwachte der Staubsauger mit gesterhaltener Geheul, das bald in eine Kreischinsonie überging, zu neuem Leben. Eine dicke Wolke graubraunen Staubes erfüllte das Zimmer. Frau Wilfred hügte sich auf den Wiedererstandenen. „Er arbeitet verkehrt! Er bläst, anstatt zu saugen! Dreh ihn ab! Schnell!“

Der Staubsauger wand sich wie ein lebendes Wesen, um sich Herrn Wilfreds Zugriff zu entziehen. Hufend tastete Herr Wilfred blind umher, stolperte über einen elektrischen Draht und fiel der Länge nach hin. Es gab einen Funken; dann folgte schweigende Finsternis. Die Stimme des Staubsaugers war verstummt — aber in der ganzen Wohnung gab es dafür kein Licht.

So begaben sich die Wilfreds zu Bett — oder, besser gesagt, in das, was von ihren Betten übriggeblieben war, denn die Matratzen waren auf dem Boden. Herr Wilfred, der der Schlaf äußerster Erschöpfung schlief, hörte nicht einmal das Klingeln des Telefons am späten Vormittag. Seine Frau wachte ihn. „Ermintrude spricht“, sagte sie aufgeregt. „Sie sagt, ihr Mann wünscht, daß sie wieder einen Posten annehme.“ Herr Wilfred schlug die Augen auf, versuchte seine schmerzenden Muskeln zu betätigen und schloß wieder die Augen. „Sag ihr“, rief er mit verhaltener Anbrunst aus, „daß auch dein Mann wünscht, sie möge wieder einen Posten annehmen!“

So lehrte Ermintrude zu den Wilfreds zurück und machte dem häuslichen Reiche des Schreckens ein Ende. Und in Kürze wird auch Fräulein Mond an ihre Schreibmaschine zurückkehren und ihre Arbeit dort wieder aufnehmen, wo Herr Wilfred mit einem Seufzer der Erleichterung zugehört haben wird. Denn er hat erndet, daß es leichter ist, eine Arbeit einem Menschen anzuweisen als einen Menschen einen Arbeit — besonders, wenn dieser Mensch er selber ist.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten.)



(36. Fortsetzung.)

Später lief Lorenz Zahn wie sinnlos durch die leeren Räume. Die Ware lag in hohen Stapeln auf den Tischen; auf der Orber lag der Weißtisch, wie ihn die Lageristin gestern abend hingelegt hatte; die Fakturiermaschine in der Expedition stand still und tot unter ihrer Wachstuchhülle; auf dem Radtisch lag ein halbfertiger Posten — und alles war leer — wie ausgestorben.

Er war im Innersten getroffen, während Eberhard wölfig fast blieb. Darüber waren sie sich beide einig, daß sie nicht nachgeben wollten. Lediglich ihre Motive waren verschieden. Während Eberhard alle persönlichen Erwägungen nach Möglichkeit beiseite schob, und nur seine Ziele im Auge behielt — zu deren Erreichung ihm dieser Streit sogar willkommen war, da er jetzt auch beim schärfsten Vorgehen der Zustimmung seines Vaters sicher war —, war es bei Lorenz Zahn verlegter Prinzipalsstolz, der ihn eigenständig und verbissen werden ließ.

„Lieber lasse ich die Firma zum Teufel gehen, als daß ich nachgebe!“ erklärte er.

Eberhard beruhigte. „Nur keine Aufregung. Ich werde nachher erst mal mit Doktor Goldstein telefonieren. Er wird schon Rat wissen. Wozu ist er denn unter Syndikus und wird von uns bezahlt, wenn wir ihn nicht in Anspruch nehmen sollen!“ — Fräulein Freier, die allische Lohnbuchhalterin, die neben dem ersten Buchhalter

und dem Portier heute als einzige Angestellte ins Geschäft gekommen war, kam herein. Eine Abordnung des Personals möchte Sie sprechen.“

Lorenz Zahn winkte ab. „Wir empfangen niemand.“

Die Buchhalterin überbachte den Wartenden den Bescheid. Dann kopfte sie nochmals an und brachte einen Brief, der die gestern gefasste Resolution enthielt, herein.

Lorenz Zahn las und riß den Brief dann müdend entzwei. „Dredwisch!“

Eberhard suchte die Stücke aus dem Papierkorb. „Wollen das aufheben, bis Goldstein kommt. Wer weiß, wozu es gut ist.“

Doktor Goldstein, telephonisch verständigt, kam lebhaft und zuversichtlich gegen Mittag an. Er beruhigte die beiden Zahns.

„Keine Bange, wir haben schon andere Streiks durchgehalten. Gefährlich ist sowas nur, wenn die Streikenden organisiert sind und den Verband hinter sich haben. Abgesehen von dem moralischen Rückhalt gibt es Streikunterstützung usw. — Aber bei Ihnen — kein Mensch im Verband — Kleinigkeit!“

Eberhard fragte, ob sie an alle Angestellten Kündigungsbriefe schicken sollten.

Goldstein riet ab.

„Haben Sie Interesse daran, vollständig neues Personal zu engagieren? — Nein! — Es ist Ihnen daran gelegen, den Stamm eingearbeiteter Leute zu behalten. Machen Sie es anders. Warten Sie vier, fünf Tage und schicken Sie dann erst die Kündigungen. Dann ist der Erfolg ein ganz anderer, als wenn Sie es jetzt schon tun. Die erste Begeisterung ist verfliegen, jede beginnt nachzudenken, was nachher werden soll. Sie sollen sehen, wie dann die fristlose Entlassung wegen Arbeitsverweigerung wirkt.“

Die Zahns mußten ihm recht geben. Sie

beflossen, sich vorläufig noch nicht mit dem Arbeitsnachweis in Verbindung zu setzen, sondern einige Tage lang die Entwicklung der Dinge abzuwarten.

Sie ließen Mitteilungen drucken, daß in ihrem Betriebe ein durch fremde Einflüsse provoziertes Streik ausgebrochen sei, der eine ordnungsmäßige Erledigung der Bestellungen im Augenblick unmöglich mache. Mit der Bitte um Rücksichtnahme und der Versicherung, daß dieser Zwischenfall nur einige Tage dauern würde, schloß das Schreiben, das an sämtliche Kunden verschickt wurde.

Marie Sperber war allein in der Wohnung. Ihre Schwester war weggegangen und würde erst gegen Abend zurückkommen. Die Mittagslunne schien hell und warm ins Fenster. Von der Straße herauf hörte man das Hupen der Automobile und das Klingeln der Straßenbahnwagen.

Marie Sperber hatte gelesen. Dann legte sie das Buch beiseite und starrte vor sich hin. Es war still im Zimmer; die gewohnten Geräusche der Straße empfand sie nicht als Unterbrechung dieser Stille.

Sie grübelte nach.

Jetzt war sie anderthalb Monate von der Firma weg. Buntlich am Ersten hatte man ihr das Gehalt geschickt, vorläufig litt sie also noch keine Not. Nun noch zwei und einen halben Monat. —

Es war doch eine gute Einrichtung, dieser Kündigungsstuf für ältere Angestellte. Man konnte Menschen, die ein Lebensalter hindurch treulich ihre Pflicht getan hatten, nicht so einfach von einem Monat zum anderen auf die Straße werfen. Das verbot das Gesetz.

Es war doch manches Gute an der neuen Zeit, über die man so viel geschimpft hatte und das man oft abtrotzig überleben hatte. Noch zweieinhalb Monate! Sie hatte Zeit,

sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß sie entlassen, untauglich, zu nichts mehr nütze war.

Die Frau schluchzte auf.

Mit dem Geld — das war ja nicht das schlimmste. Sie würde sich eben genau so einrichten müssen, wie es so viele Tausende — Millionen anderer ja auch mußten. Etwas anderes war schlimmer.

Der Gedanke — dieser schreckliche, bohrende, sie unablässig verfolgende Gedanke des Ziellos, Zwecklosseins!

War sie denn wirklich zu nichts mehr zu gebrauchen?

Im Augenblick gewiß nicht — aber wenn man ihr Zeit gelassen hätte — ein Vierteljahr, ein halbes Jahr — bestimmt wäre sie wieder soweit hergestellt worden, daß sie ihrer Arbeit noch lange hätte nachgehen können. Sicher wäre sie das.

Aber man wollte sie ja nicht mehr! Das war es, was sie so tief getroffen hatte. Man wollte sie nicht mehr, darum erwies man ihr nicht die Rücksichtnahme, die sie sich in über dreißig Jahren rechtlich verdient hatte, und bemühte die erste sich bietende Gelegenheit, um sie loszumerden.

Man befreite sich von ihr. Sie war nicht nur Ballast, sie war im Wege, einfach im Wege. Man hatte sein Prinzip, nach dem man handelte: Das Alte mußte weg, wurde als unbrauchbar deklarieren — man nahm Junge an die gleiche Stelle; Junge, denen gegenüber man sich in keiner Weise — auch nicht moralisch — verpflichtet fühlen brauchte.

Weg mit dem Ueberflüssigen! —

Die überreizten und verirrten Gedanken der Frau wiederholten das Wort mit selbstquälerischer Beharrlichkeit.

Weg mit dem Ueberflüssigen — fort und weg damit!

(Fortsetzung folgt.)